

Der Roman.

Morgen-Beilage des Wiesbadener Tagblatts.

Nr. 157.

Freitag, 9. Juli.

1915.

(Schluß.)

Dornen.

(Nachdruck verboten.)

Novellette von Clara Schelver.

Als in Deutschlands Wäldern wieder die Eichen und Buchen grünt, kehrte Graf Rex für acht Wochen in seine Garnison zurück. Man begrüßte ihn als den Liebling des ganzen Regiments, und der Willkommenschoppen war mit unzähligen Begrüßungskreden gewürzt. Er tat auch tapfer Dienst mit, und in den ersten sechs Wochen ging alles glänzend. — Aber dann kam das Verhängnis. — Eine leichte Erkältung, ein kleiner unangenehmer Husten und dann wieder — Davos. —

Lies begleitete ihren Gatten.

Auf der Reise hielt sie treulich seine Hand und sprach ihm Mut ein. Es würde alles wieder besser werden. Aber sie selbst hatte keinen Glauben, keine Hoffnung mehr. Sie konnte in den verschlossenen Gesichtern der Ärzte lesen.

Doch eine große Trauer und Reue kam ihr nicht.

Auch er bereute nichts. „Wir sind so glücklich gewesen, mein Lieb“, sagte er, ihre weißen Hände streichelnd. „Einen Augenblick im Paradiese verlangen die gewöhnlichen Sterblichen nur, wir haben ein Jahr lang im Paradiese gelebt.“

„Und wir werden noch viele Jahre weiter leben — paß nur auf, wie wohl dir Davos wieder tun wird, es hat dir schon einmal geholfen, mein Sascha, viele Jahre wollen wir noch beisammen bleiben.“

Da richtete sich der Graf mit einem müden Lächeln auf.

„Ich hoffe nicht, mein Liebling, wenn's mein Schicksal gut mit mir meint, ist's bald zu Ende — ich habe Schmerzen — jeder Atemzug —“

Der alte Arzt empfing die beiden Bekannten mit undurchdringlichem Gesicht, aber er sprach dem jungen Mann gut zu: „Nur nicht gleich den Mut verlieren, lieber Graf. Wir sind noch nicht einmal bettlägerig, wie ich sehe.“

Da war es Lies, als sollte noch einmal ein Tag der Hoffnung anbrechen.

Als sie im Sprechzimmer allein mit dem Arzt sprach, wiederholte er seine Ermütigungen, dann bat die junge Gräfin für sich selbst um eine Untersuchung.

„Sie haben sich glänzend 'rausgemacht“, sagte der alte Arzt, ehe er zur Untersuchung schritt, „aber, aber —“

Und es blieb bei dem „Aber“.

Ihre Gebete am Hochzeitmorgen waren nicht erhört worden. Sie würde einem Kinde das Leben geben müssen.

Die seligste Gewißheit, die einer Frau werden kann, schuf hier der jungen mütterlichen Frau grenzenloses Leid. Sie trug es tapfer allein. Sascha sollte noch nicht beunruhigt werden. Auch er konnte sich unter diesen Umständen keinen „Erben“ wünschen, und für seine Lies würde er zudem fürchten.

Nun kam doch eine leise Reue über die junge Frau.

Sie dachte an ihre jammervolle Kindheit, an die vielen Leidestage ihrer Jugend, und die sollten sich nun bei ihrem Kind wiederholen? Ihr Kind sollte auch mit sehenden Augen vor einem frühen Tod zittern oder vor einem fieberigen Leben hangen? — Ach sie vergaß das Glück des letzten Jahres.

Aber Graf Rex hatte doch eine starke, frohgemute Pflegerin an seiner Frau. Sobald es seine Schmerzen zuließen, machten sie gemeinsame Spaziergänge und kleine Ausfahrten im Wagen, auch las ihm Lies noch all die Lieblingswerke seines Goethes vor, und auch diese Tage waren wieder reich und schön.

Das Schicksal aber meinte es gut mit Graf Rex. Drei Wochen nach seiner Ankunft in Davos starb der letzte Sproß des alten Grafengeschlechts — Alexander Rex am Lungenschlag. Er hatte sich abends besonders elend und schwach gefühlt, ohne jedoch einen weiteren Grund zur Besorgnis zu geben. Ohne Todeskampf war er hinübergeschlummert.

Lies weinte nicht. Sie trug gefaßt, was getragen werden mußte, nur als sie seinen blassen Mund zum letzten Male küßte, flüsterte sie dem Toten leise zu: „Ich komme auch bald.“

Tante Anna kam und wollte trösten, es gab nichts zu trösten; — aber sie blieb bei der jungen Witwe.

Und einzelne von Saschas Regimentskameraden kamen. Ihre Trost Worte wurden ungesprochen erstickt; denn das Gesicht der Gräfin Rex war kühl und klar, und ihre Augen lehnten jede Teilnahme ab.

In Davos wurde der letzte Graf Rex zur Ruhe gebracht. Die alten Kirchhofsbäume schüttelten ihr Haupt — wieder einer —.

Am nächsten Tage schon verließ Gräfin Lies mit Tante Anna den Ort, es trieb die junge Frau nach Warnemünde, dort, wo ihr Glück vor einem Jahr erblüht war, wollte sie noch einmal der Erinnerung leben.

Als Frau Doktor Reitter sie in den himmelblauen Salon führte, den ihr im Vorjahre seine Hand so verschwenderisch mit Blumen geschmückt hatte, fielen die ersten Tränen aus Liesens Augen.

Und wieder sah die junge Gräfin Rex auf der niederen Steinbrüstung der Mole und sah in die gegenstandslose Ferne des Meeres. Ihre Gebete fielen ihr ein, die sie zuletzt hier gebetet hatte. Und ihre Hände falteten sich wieder.

Der erste Regentag mit seiner Ede brachte sie dazu, die alten Briefe hervorzuholen, die sie mit Sascha von Davos aus gewechselt hatte.

Wie hoffnungslos war sie gewesen, und wie fröhlich hatte er immer wieder Mut und Hoffnung gepredigt, bis er sie ganz gesund gemacht hatte mit seiner sonnigen Zuversicht.

Ein reiches, reiches Leben hatten sie doch zusammen gelebt —. Die süßen, seligen Tage — ach, sie waren

unvergänglich schön. Und bereuen? — Ihr vom Schicksal ertrockenes Glück bereuen? — ach, sie konnte es nicht und wollte es nicht.

— Wenn nur das Kind nicht wäre. — In jenem ersten Brief an Sascha fand sie den qualvollen Aufschrei ihres verzagten Herzens wieder — sollte auch ihr Kind einst leiden, kämpfen und schließlich unterliegen wie sie?

„Eine Dornenkrone war mein Erbteil“, stand da weiter — „sollte auch sie diese Dornenkrone vererben?“ —

Gegen Abend ließ der Regen nach, und Tante Anna verstand, daß die milde Luft und der herrliche Sonnenuntergang die inuner noch ruheloße Nies hinauslockte. Die junge Frau strich der alten Tante leise übers Haar.

„Du bist immer so gut zu mir und Sascha gewesen — Tante Mädchen. Lebe wohl — Gott helfe uns allen —“

Tante Anna machte ein ganz verdutztes Gesicht zu diesen Worten, aber ehe sie ihrer Verwunderung Ausdruck gegeben hatte, schloß sich die Tür schon hinter der dunklen Frauengestalt.

Da beugte sich Tante Anna kopfschüttelnd wieder über ihr Strickzeug und nahm vorsichtig die Masche auf, die sie vor Schreck hatte fallen lassen.

Nies aber ging zum Strom hinunter und mietete ein Segelboot.

Der alte Peter Brand, der sie und Sascha so oft geleitet hatte, führte sie auch heute hinaus in das blaue Gewoge der Ostsee.

Er begrüßte sie mit einem Nicken: „Of wedder dor?“, fragte aber sonst nichts. Nur ihr Witwen-gewand streifte er mit einem Seitenblick.

Die Erinnerung sah mit Nies im Nachen, viel gute, liebe Worte flossen ihr ein, die sie mit Sascha hier verplaudert hatte.

Und der Abend senkte sich tiefer auf das Meer herab, und eine heftige Brise setzte ein, die Peter Brandt an seinen Segeln Beschäftigung gab. Ohne sich weiter zu ihr zu wenden, fragte er seinen Gast: „Wöll wi ümfiren?“

Doch hastig klang es zurück: „Nein, nein, es ist so schön.“

Da riß Peter Brandt weiter an seiner Laterne und kinnerte sich nicht mehr um Gräfin Niese Reg.

Nies aber krampfte die Hände ineinander: „Lieber Herr Jesus Christus — du wirst es mir verzeihen — ich will — ja mein Kind erlösen —“

Die junge Frau bereitete sich vor, hinüberzugleiten in das Vergessen, in die Erlösung — in die schmeichelnden Wellen der Ostsee. —

Doch da wandte der alte Schiffer sich mit einem hastigen Nuck zu ihr herum, und seine ehrlichen Augen, die so groß und offen wie die Augen eines Kindes waren, sahen ihr still und ruhig in das Gesicht.

„Frau, Frau“, sagte er leise, „das müßt Ihr nicht tun — unser Herrgott weiß wohl die Zeit für jeden, und kein Leid ist größer als er.“

Und an diesen einfachen Worten verlor Gräfin Niese Reg den Mut zum Sterben und fand den größeren Mut, ihr Schicksal weiter zu tragen und dem Kind ihrer Liebe das Leben zu geben.

Das Kind war ein gesunder, fröhlicher Knabe, und seine zarte Mutter hülte sein Lachen.

Ende.

Der „Ameisenhaufen.“

Von einer Fahrt zur französischen Front entwirft ein russischer Kriegsberichterstatter in der „Rusfska Wjedomosti“ ein Bild, das deutlich erkennen läßt, wie schwer das Land vom Krieg heimgesucht wird: „Verödet liegt jetzt das blühende Frankreich da. In den Gäßchen seiner zahlreichen kleinen Städte und auf den Feldern und in den sonst um diese Zeit so belebten Weinbergen sind keine Leute zu sehen. Nur ab und zu mocht sich ein Greis oder ein halbwüchsiger Junge etwas zu tun, und taucht eine Frau hinter dem Pflanz auf, so ist man überrascht, daß noch ein Pferd im Lande übrig geblieben ist. Alle lebenden Kräfte sind buchstäblich sonst für den Krieg in Anspruch genommen und nach der Front geführt worden. Und dennoch breiten sich Getreideselder wie ein grüner Teppich aus. Je näher man aber der Front kommt, desto mehr verschwinden diese lieblichen Bilder, desto mehr Verwüstung der Natur und Anhäufung französischer Truppen. Anfangs heftet sich das Auge auf sporadisch auftretende halb zerstörte Dörfer und aufgewühlte Äder und Wiesen, durch die ein Zyklon gefahren zu sein scheint. Dann aber setzt ein Landstreich völliger Vernichtung ein. Die Erde ist zerstampft, von Kanälen durchschnitten, von schweren Rädern durchfurcht, und Pferdehufe haben willkürliche, grobe Wege gebahnt. An Stelle von Städten und Dörfern türmen sich Berge von Schutt und Geröll, und es ragen Trümmer von steinernen Wänden, von Hochöfen und zerstückelten Kirchentürmen empor. In den Flüssen liegen entwurzelte, hundertjährige Bappeln und Ulmen, und keine Spur von einstigem Wohlstand und geordnetem, friedlichem Wirtschaftsleben rings umher. Man glaubt, ein gewaltiges, verlassenes Lager vor sich zu sehen, an dessen Rand sich Unterkünder ziehen. Sie schichten sich mitunter stodweise übereinander, und aus ihren Öffnungen kriechen gleichsam graue Figuren hervor und gruppieren sich zu ganzen Kolonnen. In langen Reihen bewegen sich die Autobusse des roten Kreuzes und die der Intendantur mit Kanonen, ferner die Munitionswagen, bespannt mit prochtvollen, ungewöhnlich widerstandsfähigen kanadischen Pferden. Bald ist an einer Seite ein Fußschiffpart, bald an der anderen ein Stand von Automitrailküssen zu sehen, von denen 16 schon auf einer kleinen Strecke zu zählen waren. Wiederholt steigen in einer Höhe von 800 Meter Ballons auf, um Beobachtungen anzustellen. Plötzlich ein schreiendes Signal von vielen Autos, die herantreten und zehn, zwölf Mann in jedem Wagen führen. Diese Leute sind als Reserve eiligt vom Kommando verlangt worden, um „die Arbeit“ fortzusetzen, die ihre Vorgänger nicht beenden konnten.

Je weiter man fährt, desto häufiger begegnet man den Zelten, welche die Werkstätten der Intendantur, die Artillerie, Parks und die Materiallagerräume darstellen. Und überall sind Tausende von Menschen unermüdlich am Werke, um zu graben, zu bauen, auszubessern und Dinge neu herzustellen. Es draufen die Motore, es klirren die Schenkeräte, es klopfen die Hämmer und es pfeifen die Dampfmaschinen. Vom Ballois aus ist von den Wäldern der Argonnen bis Reims, von einem Ende des Horizonts zum anderen ein endloser, sich rührender Ameisenhaufen zu sehen. Erst da gelangt man zu der Erkenntnis, welch eine ungeheure Masse fieberhafter, angespanntester Arbeit der Krieg täglich verlangt! Die gesamte Arbeitsenergie der französischen 40-Millionen-Bevölkerung scheint sich hier zu entladen. Daher ist Frankreich auch verödet, seine Fabriken geschlossen, seine Städte und Felder ohne Menschen. . . Noch näher zur Front, und das Bild ist wieder anders! Hier blüht die Oberfläche der Erde gar nichts mehr. Der Krieg und die Geschütze, die Bomben und Minen haben Wälder und Häuser dem Boden gleichgemacht und alles Leben entwirrt. Selbst Teiche und Flüsse sind leblos und mit Trümmern, Sand und Steinen überfüllt worden. In tiefen Schluchten befinden sich verstreute Höhlen, die alle zur ersten Frontlinie führen, und in denen Soldaten und Generale leben. Am Tage kommen sie kaum zum Vorschein, es sei denn, daß eine Attacke eine un- verzugliche Befestigung erfordert. Nachts aber rührt sich der Ameisenhaufen um so mehr, und die ermüdeten Gruppen werden immer von neuen abgelöst, die alles herbeischleppen, was zum Essen und Trinken und zum Kampf in der Feuerlinie unentbehrlich ist, wie Munition, Sprengstoffe usw. . . Man kann bestimmt behaupten, daß an der Front und hinter derselben alle Franzosen vom 19. bis zum 45. Jahre, mit wenigen Ausnahmen, zusammengezogen sind. In recht bunten



Freundschaft, Liebe, Achtung — sind nur ganz allgemeine Ausdrücke. Man hat im Grunde zu jedem Menschen ein eigenes Verhältnis, welches man mit einem Worte nicht bezeichnen kann.

Deuchtersleben.

Uniformen stellen sie, als Männer verschiedenen Alters und Berufs, ein mächtiges Arbeiterheer dar. „Das Kriegslager“, sagte ein Offizier, „ist heute eine Riesenfabrik, denn der Krieg setzt sich aus technischen Operationen zusammen!“ Dieser Auffassung entsprechend, haben die französischen Soldaten äußerlich selbst an der Front kein Gepräge von Kriegerern, sondern von Arbeitern. Sie schreiten langsamen, schweren Schrittes, wie Leute, die sich redlich mühen, ihre Kleidung ist vom Regen und von der Erde schmutzig und ihre Unterhaltung ernst und sachlich. Gerade solch einen Eindruck, wie Gasen- und Eisenbahnarbeiter, machen auch die Hausen an der Vorderfront —, nur daß sie hier noch zurückhaltender, schweigsamer und vorsichtiger sind —, wie bei einer gefährlichen Arbeit, wo jeden Augenblick ein „Unfall“ eintreten kann. All die Tausende sind zu einem einzigen Arbeiterorganismus zusammengefloßen, obgleich die französische Zivilisation eine außerordentlich individualistische ist. Und wenn der russische Soldat auch „wir“ und der französische „je“ sagt, so fühlt dieser doch die Kraftlosigkeit des „je“ in dem alles gleichmachenden, mechanisierenden Krieg und versteht, daß die Schwere desselben von der ganzen Nation getragen werden muß. . .

22 = Bunte Welt. = 22

Aus der Kriegszeit.

Ein jugendlicher Held. Bei den Angriffen des Infanterie-Regiments Nr. 141 war Leutnant Hellmuth v. Groß, der jüngste Offizier des Regiments, stets in vorderster Reihe. Sein Schneid, seine Unerfahrenheit und sein Siegesbewußtsein riß alles mit sich fort. Das zeigte sich insbesondere, als das Regiment bei G. die feindlichen Stellungen stürmte. Bei seinem Zuge befand sich die Bataillonsfahne. Als der Fahnenträger schwer verletzt zu Boden gesunken, und ein Gefreiter, der die Fahne darnach ergriffen hatte, gefallen war, riß er das Feldzeichen an sich und stürmte mit ihm seinem Zuge weit voraus. Schon war die erste, zweite und dritte feindliche Stellung genommen; dabei hatte der Zug schwere Verluste erlitten. Nur ein kleiner Rest war es, der, um seinen jugendlichen Führer und die Fahne geschart, zu weiterem Sturm ansetzte. Kaum aber waren sie in die vierte Stellung des Gegners eingedrungen, da erhielten sie starkes Maschinengewehrfeuer. Aufrecht, die Fahne in der hochgehobenen Hand, stand Leutnant v. Groß hier den Helldoten.

Frangosensput im deutschen Soldatenlied. Der deutsche Soldat hat von altersher auch im Feld seinen Humor nicht verloren und ist stets mit einem heiteren Lachen in Schlacht und Tod gezogen. Über all die Schrecken des Krieges, die sich ihm offenbaren, sieht er gern hinweg; aber was ihm den frohen Sinn mehrt, das liebt er, denn er will lustig sein, so lange ihm das Leben noch winkt, und sei es auch auf Kosten des Feindes. Deshalb macht er sich gern über seinen Gegner lustig, und zahlreiche Spottlieder auf den Feind sind aus deutschem Soldatenmund erklingen, von den wilden Scherzen der altgermanischen Reden an bis zu dem berühmten Lied des Küstlers Rutschke. Man hat darauf hingewiesen, daß so manche Wendungen des Rutschke-Liedes bereits auf eine viel frühere Zeit hinweisen als auf den deutsch-französischen Krieg, und wirklich ist es uralter Kriegerespott, der hier lebendig wurde. Jetzt wieder regt sich überall im deutschen Soldatenlied heiteres Lachen; ja sogar der nun alt gewordene Rutschke hat seine Dichter-Momente wieder bestiegen und im alten Ton ein ergößliches neues Lied gesungen. Im diesem Weltkrieg tritt nun auch der Spott gegen Russen und Engländer hervor, aber die wichtigste Zielscheibe unseres kriegerischen Humors sind und bleiben doch die Franzosen, die Erbfeinde der Deutschen, gegen die schon immer die kräftigsten und spottreichsten Lieder gerichtet waren. Dieser Frangosensput im deutschen Soldatenlied ist viel älter, als man wohl gemeinhin annimmt. Welch köstliche Gesänge man gegen die Franzosen in dem Befreiungskriege und im deutsch-französischen Kriege von 1870 gerichtet hat, wissen wir alle. Aber schon 300 Jahre früher erklang aus Landsknechtsmunde grimmer Hohn auf die Franzosen, die in der Schlacht bei Ravenna so kopflos gestochen waren, und der Landsknecht Peter Schönböck singt ihnen nach: „Selbstsüchtig deut ihr worden sind, / ir seid unsinnig, darzu blind.“ Und ein anderes Lied auf die Schlacht von Ravenna beginnt, indem es die Verderb-

lichkeit des französischen Hochmutes betont: „Ich hab' oft sagen hören, / Verachten tut kein Gut, / Das tut der Franzos der Klagen . . .“ Aus der Zeit des Großen Kurfürsten erzählt ein Soldatenlied dasselbe: „Franzosen die schwören zum Streit, / sie wollen uns gar auffressen, / zeigt, daß ihr Sterbelied.“ Das eigentliche Spottlied des preussischen Soldaten über seinen Erbfeind hebt aber erst mit dem Tage von Rossbach an; von nun an klingt immer wieder als Reim auf die „Franzosen“ der von den „Hosen“, die sie auf der Flucht verloren haben, und vor allem wird von den Soldaten des alten Fritz der unfähige General Prinz Soubise verspottet, und z. B. ein preussischer Grenadier mit den Versen zum Besten hat: „Soubise — bise — bise, / Ach, diese, diese, diese / Schlägt dir weh.“ Ähnliche Töne erklingen wieder in den Revolutionskriegen; so ist aus dem Feldzug von 1792 das Marschalllied bekannt: „Frisch auf ihr kassern Preußen, / Nach Frankreich woll'n wir reisen, / Franzosen steh'n darin, / Dazu der Schelm Gustin.“ Mit brausender Lebhaftigkeit haben dann diese Spottlätze 1813 die Arndt und Nüdert aufgenommen.

Die diesjährige Reifelleibung zeigt sich erfreulicherweise in sehr einfachen, dabei außerordentlich reichlichen Formen. Was daran besonders gefällt, ist ihre abwechslungsreiche Farbe, in wohlthuendem Gegensatz zur bisher gebräuchlichen graugrünen Lederreifeleibung stehend. Wohl ist auch diese durchaus nicht veraltet, aber das Band am gleichfarbigen Hut ist heute ebenso möglichst abstechend gehalten wie der Gürtel um die Sportjacke, der Kragen und die Klappen der offen oder geschlossen zu tragenden Jacke. Alle andere Reifelleibung ist entweder kariert oder schmal gestreift, namentlich Reifemäntel sind nur vereinzelt in einfarbigen Stoffen zu finden, und dann auch meist noch durch Knäpel oder abstechende Knöpfe belebt. Die Farbe der Mäntel sowie der Jacken ist weit und lose mit glodig ausfallendem Schok. Auch der Gürtel markiert die Taille nur selten. Als besonders praktische Neuheit fallen daran große seitliche Taschen auf, die entweder aufgeschloßt oder durch überfallende Klappen geschlossen werden können. Vereinzelte Modelle besitzen auch Innendrustaschen, eine Neuerung, die sicher mit großer Freude begrüßt wird, zumal sie so eingesetzt sind, daß sie auch mit Inhalt nicht auftragen und sich markieren. Nur selten noch sind die Ärmel mit schräger Schulternaht (Naglan) zugeschnitten. Die meisten Ärmel sind glatt und faltenlos eingesezt, jedoch vielfach nach unten sich erweiternd, über dem Handgelenk mit Stoffspangen verengt. Schwarzweiß, Grauschwarz, Braunschwarz, Dunkelblau, algholz, Graugrünweiß, Lehmfarbig und Eisengrau sind die beliebtesten Farben sowohl in kariert und gestreift, nur wenige Modelle sind lebhafter, jedoch nicht sonderlich geschmackvoll in der Farbgebung. S. v. St.

Die Hochsommerzeit bringt unserer Frauenwelt eine Neuheit, die sicher allgemeinen Beifall findet, da sie sowohl der Geschicklichkeit und dem Geschmac wie auch der heute so gern geübten Sparsamkeit Gelegenheit zu schöner Entfaltung bietet: bunte handgestrickte Kleider. Ob es sich um Kinder- oder Jungmädchenkleider, um solche für reife Frauen oder Blusen für ältere Damen handelt, ist dabei gleichgültig. All diese Bekleidungsgegenstände können mehr oder weniger reich und farbenprächtigt bestickt werden, und sind immer noch modern. Dabei ist jede Technik zulässig. Ja, gerade mit dem einfachen Kreuzstich, zwei- oder dreifarbig verwendet, werden wundervolle Wirkungen erzielt. So sahen wir ein schicktes Kleid von umgebleichtem Nessel für junge Mädchen, dessen drei hohe Rockbänke mit ganz schmalen, rotblauschwarz gehaltenen Zierborten in einfachster Manier verziert war, das mit ebensolchem Abschluß an den halblangen Ärmeln und rings um den dreieckigen Ausschnitt der losen Bluse mit einem in den gleichen Farben gehaltenen Seidenbandgürtel ganz allerslieblich ausfiel. Eine hellblaue Leinenbluse für eine ältere Dame war sattelartig in Weiß und Schwarz bestickt, und wirkte vornehm und apart trotz des schlichten Stoffes. Ähnliche Kleider in Nessel und Leinen in Rotgold, oder Rotblau, Grün, schwarz, Grünhellblaurot gefärbt, ohne jeden weiteren Schmuck als die Kreuzstichborten oder kunstvoll verwickelten Schling- und Spinnstiche, Fischgräten-Perlenstiche und einfach gestrickte Borten, sind so reizend kleidbar, daß jeder Mann Mutter die Mühe nicht scheuen wird, ihre Medlinge damit zu schmücken, zumal ihre Reinigung keinerlei besondere Maßnahmen erfordert. S. v. St.



Neues vom Büchermarkt.



Romane, Novellen usw.

* Karl Hans Strobl: „Bismard“. Roman in drei Teilen. Erster Band: „Der wilde Bismard“. (Leipzig, A. Staatsmann, Verlag.) Mit gewalttätiger Einseitigkeit hatte Krenschens Heldengedicht den Recken Bismard gehalten. Napoleonische Tüchtigkeit, rücksichtslose Gewalttat, List, Lüge, sollten dazu dienen, das an sich schon so Gewalttätige ins Übermenschliche zu erheben, keinerlei Respekt vor dem Geschehenen hielt der Dichter ab, das zu geben, was ihm künstlerische Notwendigkeit schien. Anders hat Karl Hans Strobl den Großen geschaut. Es mag vielleicht für den Verfasser der Romanphantasie von Cleopatra Kuperus und anderer ausschweifenden Groteske schwer gewesen sein, so ganz entsagend das überschäumende Temperament zu bändigen, so reinlich und gewissenhaft die Linien der Wirklichkeit nachzuzeichnen, alles reizvoll Menschliche, das uns der — leider ja bis jetzt vereinzelt gebliebene — erste Band von Erich Mards Bismard-Biographie vermittelt, an rechter Stelle zu benutzen, um nur hier und da einzelne Richter aufzuheben, damit diese Wirklichkeit um so plastischer hervortrete. Eigentlich nur im ersten Kapitel gestaltet sich der Dichter eine kleine Erfindung, zu symbolisierenden Zwecken, wie es scheint: wie der romantische Geistesfischer, der Kammergerichtsrat Amadeus Hoffmann, den Knaben beim Brande des Berliner Schauspielhauses bewahrt. Strobl hat recht getan, er hat uns den wahren, unverfälschten, von keinerlei vorwärtiger Subjektivität angefärbten Bismard dichterisch wiedergegeben, er wußte, daß keine verschönernde oder feigernde Kunst Söheres gestalten konnte, als den Mann, den eine wunderbare Fügung uns in so herrlicher Vielseitigkeit schenkt. Was der Verfasser in seinem Vorworte als seine Absicht kundgibt, hat er mit solcher Bescheidenheit gerade erreicht, wir fühlen es jetzt schon, wo der Held noch ganz als Einzelpersonlichkeit erscheint, der große Staatsmann sich nicht ahnen läßt, daß in diesem Leben sich alle Grundbestandteile der deutschen Art finden: alle Tiefen und alle Höhen, alles Licht und alles Schatten, alles Klare und alles Krause, alles Ernste und alles Seitere, alles Große und alles Kleine. Auch das ist dem Dichter gelungen, daß die Sprache seines Buches nicht nur da, wo der Held selbst redet, sondern auch im erzählenden Teile Bismardsche Sprachmelodie durchklingen läßt, so wie seine wunderbaren Briefe vor allem sie offenbaren. So ist jetzt schon ein Meisterstück biographischer Kunst entstanden, und dem Leser bleibt das sichere Gefühl, daß der Dichter, der den jungen Bismard so wachsen und werden ließ, auch den immer mächtiger emporragenden Staatsmann in der Fülle seines Seins uns nachzuschaffen vermag. K. P.

* Rudolf Prescher: „Der Don Juan von Bella Riba“. (Deutsche Verlags-Anstalt, Stuttgart.) Ob wir Kriegen haben oder Krieg, Rudolf Prescher schenkt uns alljährlich einen Band humoristischer Novellen. Der diesjährige Band übertrifft den letzten noch an sonnigem Humor und drolligen Einfällen. Es sind keine Kriegsnovellen; der Dichter schöpft aus seinen reichen Erinnerungen. Besonders gut gelungen ist die satirische Arbeit „Das Kohlenkaubchen“, voll echten Humors „Wie Onkel Edward und ich zauberten“. Herzliches Lachen wird auch „Der Don Juan von Bella Riba“ auslösen. Überhaupt, wer das Lachen in dieser ernsten Zeit verlernte, wird es beim Lesen der Prescherschen Novellen wieder finden. B. v. N.

Kriegsliteratur.

* „... und muß Abschied nehmen.“ Kriegsnovellen von Marie Madeleine. (Verlag Franz Mofer Nachf., Leipzig.) Wer die talentvolle Schriftstellerin kennt, wird sicherlich mit Spannung und Interesse nach diesem Buch greifen. Wie mag sich Marie Madeleine, die mit gallischem Geist und gallischer Grazie die schlüpfrigsten Dinge zu sagen wußte, zu diesem Thema stellen? Nun, ganz wie eine echte deutsche Frau das tut. Dem großen Krieg bringt sie große Gefühle entgegen und sie schlägt in dem Duzend Novellen zum Teil einen innigen, reinen Ton an, der angenehm und wohlnehmend berührt. Bräutigam gelangen ihr die Arbeiten: „Abschied“, „Ihr Glück“, „Entführung“, „Eheleute“, „Gauptmann Leonhard“. Ein leichter, schelmischer Ton findet sich in der köstlichen Humoreske „Offizier der Monde“. Wer sich auf Vikanerien gefast macht, kommt diesmal nicht auf seine Kosten, ebenso wenig in ihrem spannenden Roman „Winterkätzchen“ (Ulstein, Verlag, Berlin), aber ein paar angenehme Stunden werden die Novellen sicher jedem bereiten. B. v. N.

* Im Börschen Verlag (Ferdinand Carl), Stuttgart, erscheinen eben ein Kriegsbilderbuch, „Michel und Sepp“, bekannt, von dem bekannten Schriftsteller Wilhelm Wipmann. Die fröhlichen Verse, voll behaglichen Humors, dabei in ganz warm-patriotisch, werden gewiß Kindern gefallen und leicht von ihnen auswendig gelernt werden. Die Bilder

von G. Jaeger-Mewe sind gleichfalls recht gelungen, so daß zu eriparten ist, das Buch findet schnell Freunde und Absatz in kinderreichen Familien. — f.

Musikliteratur.

* „Richard Wagner an Mathilde Wesendonk.“ Tagebuchblätter und Briefe, herausgegeben von Dr. Julius Kapp. (Verlag von Giese u. Bieder in Leipzig.) Längst ist der Briefwechsel zwischen Wagner und Frau Mathilde Wesendonk allgemeiner bekannt. Für das Schaffen des Dichterkomponisten war das Verhältnis von weittragender Bedeutung: „Frau Mathilde“ — so schreibt der sorgsam waltende Herausgeber — „hatte die geheime Macht, alle Seiten von Wagners schöpferischer Fauberhase zum Erspringen zu bringen. Diese Macht offenbarte sich bekanntlich nicht nur im „Tristan“, sondern erstreckte sich auch auf alle späteren Werke Wagners. Um so mehr hat ja die Unwahrscheinlichkeit verleiht, mit der Wagner in seiner Autobiographie über den „Fall Wesendonk“ berichtet. In der vorliegenden, elegant ausgestatteten Ausgabe hat nun Jul. Kapp, als einer der wenigen, die sich bei aller Verehrung für Wagner den offenen, kritischen Blick bewahrt, durch ein „Vorwort“ und eine größere Einleitung „die Liebesstrategie R. Wagners“ — dafür gesorgt, daß die ganze Angelegenheit noch einmal in voller Klarheit und Wahrheit erscheine. Das gesamte Urkundenmaterial ist verwertet, chronologisch geordnet und in klaren, klaren Anmerkungen versehen. So liest sich das merkwürdige Buch wie ein spannender Roman, der aber den Vorrang der historischen Wahrheit hat. O. D.

* Richard Wagner: „Was ist deutsch?“ Unter diesem Titel hat der bekannte Wagnerforscher H. Sternfeld in einem besonderen Büchlein (Verlag von Breitkopf u. Härtel in Leipzig) alles zusammengestellt, was in den Schriften und Dichtungen Wagners über deutsches Wesen und deutsche Kunst ausgesprochen liegt. Am Hinblick auf die Zeit des deutschen Krieges scheint diese Veröffentlichung nicht übel gewählt. Nachst dem Aufsatz „Was ist deutsch“ finden sich Briefe, Gedichte, das Fragment „Wieland der Schmied“, und bezeichnende Stellen aus „Lohengrin“ und „Meistersingern“. Daß aus dem gesamten „Nibelungen-Ring“ einzig nur Siegfrieds Schmiedelieder Aufnahme finden konnten, ist charakteristisch für das nicht eben sehr schmeichelhaft „deutsche“ Wesen, das sich in der Tetralogie offenbart: „Das Weltgedicht des Kapitalismus“ — hat sie ein Vornehmer Lobredner unlängst benannt. Wenn heute so oft von der „Nibelungen-Deu“ zwischen den Verbündeten die Rede ist, so wird niemand an Wagners „Nibelungen“-Drama dabei denken dürfen — sondern an unser altdeutsches Heldengedicht, darin selbst der finstere Hagen noch „als ein treuer Mann“ zu seinem König steht! Sonach ist das vorliegende Schriftchen mit fluger Hand zusammengestellt: es sei bestens empfohlen. O. D.

* „Deutsche Rundschau.“ Herausgegeben von Bruno Hase. Halbmonatsschrift. (Verlag Gebrüder Paetel, Berlin.) Auch die letzten Hefte zeigen ein weitgehendes Programm sowohl auf wissenschaftlich-politischem wie nicht weniger auf literarisch-kulturbetrieblichem Gebiet. Neben einer besonders wichtigen Publikation des Berliner Privatdozenten Dr. Ernst Wagemann über „Das Deutschtum in Südamerika“, deren erster Teil „Das Deutschtum in Chile“ zum Thema hat, interessiert besonders ein bemerkenswerter Beitrag von Sir Roger Casement über das politische Problem „Deutschland und Irland“. Weiter werden sowohl die Ausführungen des Hallenser Historikers Richard Heiser über „Militarismus“ den Verfall der Nation finden, gleichwie auch die Betrachtungen des Grafen von Böh und zu Lusob über „Chinas Stellung zum Weltkrieg“ — der erste Teil nennt sich „Japans innere Lage“ — viel Neues dem aufmerksamen Leser bieten. Albrecht Wirth untersucht die Bewegung des Panislamismus. Neue Briefe vom Wiener Kongreß veröffentlicht der Wiener Geschichtsschreiber August Journier. Richard Westling tritt in seinem Beitrag über die erzählende Dichtung und ihre Gattungen mit einer neuen Theorie des Epos hervor. Eine wissenschaftlich bedeutende Arbeit ist die Veröffentlichung des ungedruckten Teiles der „Machivischen Memoiren“, die Friedrich Meusel herausgibt. Allein die Tatsache, daß ein Zeitgenosse den Zusammenbruch des preussischen Staates 1806 aus erster Quelle schildert und noch dazu, in einer historischen Wahrhaftigkeit, die durch die neuesten Forschungen überraschend bestätigt wird, dürfte allgemeine Anerkennung finden. Der belletristische Teil ruhte in Händen bewährter Literaten. W. H. Schärer, Georg Hirschfeld und Clara Wiebig seien hier besonders genannt. In der literarischen Rundschau würdigt Hermann Fischer — es ist im letzten Hefte — durch einen warmherzigen Nachruf eine der markantesten Persönlichkeiten des deutschen Schrifttums „Wilhelm Lang“. Literarische Notizen sowie kleine Anzeigen und Besprechungen beschließen die reichhaltigen Hefte.